

Renata Dampc-Jarosz / Paweł Zimniak (Hg.)

Politischen Konjunkturen zum Trotz

Heinrich Bölls Wirklichkeitsrepräsentationen



V&R

V&R Academic

Formen der Erinnerung

Band 67

Herausgegeben von
Jürgen Reulecke und Birgit Neumann

Renata Dampc-Jarosz / Paweł Zimniak (Hg.)

Politischen Konjunkturen zum Trotz

Heinrich Bölls Wirklichkeitsrepräsentationen

Studien zum 100. Geburtstag des Schriftstellers

Mit 3 Abbildungen

V&R unipress



UNIWERSYTET ŚLĄSKI
W KATOWICACH



UNIWERSYTET
ZIELONOGÓRSKI

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISSN 2198-6169

ISBN 978-3-8470-0864-4

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

Mitfinanziert über Mittel der Schlesischen Universität Katowice und der Universität Zielona Góra.

© 2018, V&R unipress GmbH, Robert-Bosch-Breite 6, D-37079 Göttingen / www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Titelbild: © Bartłomiej Wierzbicki

Inhalt

Heinrich Bölls Wirklichkeitsrepräsentationen – statt eines Vorwortes . . . 9

I. Zum 100. Geburtstag: Reden und Essays

René Böll (Köln)

Heinrich Böll: »... Schritt halten mag und kann ich nicht.« 19

Basil Kerski (Gdańsk – Berlin)

»Man muss energisch widersprechen, gerade wenn man für Entspannung ist«. Heinrich Böll und die Unterstützung der demokratischen Opposition in Polen 21

Ralf Schnell (Siegen)

Zeit und Zeitgenossenschaft. Ein Essay zum 100. Geburtstag von Heinrich Böll 27

II. Heinrich Bölls Poetik(en): Autor – Mensch – Zeitgenosse

Leszek Żyliński (Toruń)

Der ethische Realismus Heinrich Bölls 47

Bernd Balzer (Berlin)

Die Suche nach dem AUTOR Heinrich Böll 61

Clemens Fuhrbach (Köln)

Der private ›Böll‹ als Autor der Öffentlichkeit. Von »Zeitgenossenschaft« zu ›Zeitgenossenschaft« 71

Paweł Piszczatowski (Warszawa)

Heinrich Böll und Paul Celan. Zur Geschichte einer komplizierten Freundschaft 85

Elsbeth Zylla (Berlin)	
Heinrich Böll und Lew Kopelew	95
Grażyna Barbara Szewczyk (Katowice)	
Horst Bienek und Heinrich Böll. Zu literarischen Begegnungen zweier deutscher Autoren	107
III. Heinrich Bölls Werk aus heutiger Sicht: Analysen und Interpretationen	
Paweł Zimniak (Zielona Góra)	
Heinrich Bölls leidende Körper	121
Wolfgang Brylla (Zielona Góra)	
Von der Unsagbarkeit des Erzählten zum Erzählen des Unsagbaren. Überlegungen zu Heinrich Bölls Kriegstagebüchern	141
Paweł Meus (Katowice)	
Raum des Ersten und des Zweiten Weltkrieges. Räumliches Produkt oder Produktionsmittel? Einige Überlegungen zum Kriegsraum bei Erich Maria Remarque und Heinrich Böll	159
Tobiasz Janikowski (Kraków)	
Gerichtsverhandlung als turbulentes Familientreffen. Zu Eigen- und Fremdbildern in Heinrich Bölls <i>Ende einer Dienstfahrt</i>	171
Arletta Szmorhun (Zielona Góra)	
Kirche und Gewalt. Heinrich Bölls De(kon)struktion des institutionellen Katholizismus	185
Maria Wojtczak (Poznań)	
Heinrich Bölls <i>Kunst und Religion</i> . Zum kulturgeschichtlichen Kontext eines Aufsatzes	205
Renata Dampc-Jarosz (Katowice)	
»Wir am Rhein«. Mythos und Identität im essayistischen Werk von Heinrich Böll	217
Barbara Pogonowska (Katowice)	
»Es gibt dieses Irland«. Heinrich Bölls Reise in die magische Welt der Poesie im <i>Irischen Tagebuch</i>	231

Bruno Arich-Gerz (Wuppertal)	
Böll und Bern, oder: Von Wundern und Wirkungsmacht. Zur Thematisierung von Vaterlosigkeit nach dem Zweiten Weltkrieg in <i>Haus ohne Hüter</i> (1954) und Sönke Wortmanns Spielfilm von 2003	243
Marek Kryś (Katowice)	
Heinrich Böll und das deutsche Kino am Beispiel der Verfilmung von <i>Das Brot der frühen Jahre</i> durch Herbert Vesely (1962)	257
Iwona Wowro (Katowice)	
»Satire ist Humor, der die Geduld verloren hat«. Humor und Ironie in Heinrich Bölls <i>Nicht nur zur Weihnachtszeit</i>	269
IV. Rezeption des Werkes von Heinrich Böll im Ausland	
Krzysztof Okoński (Bydgoszcz)	
Heinrich Böll und der gegenwärtige polnische Erinnerungsdiskurs	293
Astrid Shchekina-Greipel (Freiburg)	
Heinrich Böll in den Augen des sowjetischen Kulturapparats	311
Andriej Kotin (Zielona Góra)	
Die Domestizierung des Fremden. Einige Aspekte der Heinrich-Böll-Rezeption im russischen Kulturraum	327
Janina Gesche (Stockholm)	
Heinrich Bölls Leben und Werk in den schwedischen Grundrissen der Geschichte der neueren deutschen Literatur	343
Autoren und Autorinnen	357

Heinrich Bölls Wirklichkeitsrepräsentationen – statt eines Vorwortes

Zum 50. Geburtstag Heinrich Bölls zollte der Philosoph Theodor W. Adorno dem Kölner Autor sein Lob und bezeichnete ihn darin als »einen der erfolgreichsten deutschen Schriftsteller seiner Generation, von internationalem Ruf.« Der Stellenwert des ersten bundesdeutschen Nobelpreisträgers blieb damals festgelegt. Mit seinen Kriegsbildern und Darstellungen der bundesrepublikanischen Wirklichkeit prägte Heinrich Böll die Entwicklung der westdeutschen Literatur im wesentlichen Maße und machte sie, besonders mit dem Typus »des guten deutschen Menschen« (Eduard Goldstücke), europa- und weltweit bekannt. Als »der andere Deutsche« (Heinrich Vormweg) sah er mehr als andere gesellschaftliche Vertreter und übernahm pflichtbewusst die Rolle »eines literarischen Begleiters und Kommentators der Bundesrepublik« (Leszek Żyliński), was ihm sowohl treue Leser als auch feindselige Kritiker eingebracht hat.

Fünzig Jahre nach Adornos Lob wird in der weit gefassten germanistischen Zunft behauptet, dass das Thema ›Heinrich Böll‹ schon längst ›erledigt‹ sei. Von wegen. Nicht nur die neueste Publikation von Ralf Schnell *Heinrich Böll und die Deutschen*¹, sondern auch die von René Böll in die Wege eingeleitete und vollbrachte Herausgabe von Heinrichs Bölls Kriegstagebüchern² legen ein Zeugnis davon ab, dass man einen ›Klassiker‹ nicht einfach abschreiben darf, denn er wird sich – der Wirkungsmacht seiner Worte bewusst – auch im ›Jenseits‹ nicht damit abfinden, ein textliches Schattendasein zu fristen. Es sind nämlich Bölls Texte, weltanschauliche Positionen, Stellungnahmen und Kommentare zu verschiedenen (Welt)Konfigurationen, die weiterhin ihre gesellschaftliche Relevanz beweisen. Den Elfenbeinturm zu verlassen, sich einzumischen und es nicht zu scheuen, gegen den Strom zu schwimmen, kann als eine wichtige Devise gelten. Deshalb betont Ralf Schnell, dass Heinrich Böll sich »einen Namen als streitbarer

1 Vgl. Schnell, Ralf: *Heinrich Böll und die Deutschen*. Köln: Verlag Kiepenheuer & Witsch 2017.

2 Vgl. Böll, Heinrich: *Man möchte manchmal wimmern wie ein Kind. Die Kriegstagebücher 1943 bis 1945*. Köln: Verlag Kiepenheuer & Witsch 2017.

öffentlicher Intellektueller³ gemacht hat. Er ist »ein historischer Analytiker« und »ein politischer Kommentator«⁴ – *gewesen* als Partizip Perfekt wird an dieser Stelle gezielt ausgespart, denn Bölls Texte entwickeln immer noch ihr Wirkungspotenzial –, für den das Fremdsein in der Welt kein fremdes und befremdendes Gefühl gewesen ist. Es ging »um Fremdheit im Verhältnis zur deutschen Geschichte und zur deutschen Politik, zu Herkunft und Heimat, sogar zum eigenen Werk.«⁵ Können einem aber wirklich die eigene Familie, die eigene Wohnung und die eigene ›Hand‹ fremd sein? Fremdsein heißt im Fall Böll, zu sich selbst und in der Beziehung zum Anderen in Distanz zu treten, festgefahrenen Positionen zu entsagen, im Heimischen auch das Unheimliche zu sehen, kurz: Es ist die von Besonnenheit getragene Bereitschaft zur Selbstbefragung, die Fähigkeit zu trauern (Alexander Mitscherlich winkt aus der Ferne), die eigene Biografie und die des eigenen Landes kritisch zu hinterfragen, und dies von einer Warte aus, die zugleich Distanz und Partizipation ermöglicht. Es stellt sich nämlich nicht die Frage, wieviel Heimat der Mensch brauche (Jean Améry), sondern es geht immer darum, welche Qualitäten diese Heimat haben sollte, um wirklich als eine lebenswerte Lebenswelt gelten zu können. Es heißt nicht zuletzt, die physischen, sozialen, politischen und ökonomischen Heimatbedingungen und die Bedingungen der eigenen geistigen Beheimatung im Einklang mit seinem eigenen Selbst entwickelbar zu machen, und dies ungeachtet des bestehenden Drucks ›von oben‹ als eines Drucks von Machthabern und politischen Entscheidungsträgern, für die unter Umständen die politische Kompatibilität und angestrebte Universalisierung mehr als der individuelle Freiheitsraum zählen. Vor diesem Hintergrund ist die Heimat als eine vertraute (Nah)Welt weder ein naiv zu habender realer Besitz noch ein endgültig ausgeformter geistiger Raum, sondern immer ein Auftrag und eine Aufgabe, den es auszuführen und die es zu verwirklichen gilt.

Texte und Diskurse gelten immer als spezifische Wahrnehmungsformen von Welt und ›Weltbemächtigungsformen‹. Sie werden nicht nur im Kontext kultureller Sinnproduktion, sondern als semantisch-performative Archive auch im Kontext der gesellschaftlich-politischen Relevanz betrachtet. Bölls Texte erscheinen somit als Elemente und Knotenpunkte aktueller Diskurse und sie greifen auch als Zeichensysteme in diskursive Praktiken ein. Es ist deshalb nicht erneut eine Unlesbarkeit der Texte zu diagnostizieren, sondern zu fragen, welche diskursiven Praktiken und Denkfiguren in den Texten des Nobelpreisträgers gebündelt werden und sich in ihnen kreuzen. Birgit Neumann verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass literarische Texte auch eigenständige, symbolisch

3 Schnell, Ralf: *Heinrich Böll und die Deutschen*, S. 14.

4 Ebd., S. 18.

5 Ebd., S. 17.

verdichtete Erinnerungs- und Identitätsmodelle darstellen und als literarische Inszenierungen kollektiver Vergangenheiten bestens geeignet sind, »auf die individuellen und kollektiven Dimensionen der Erinnerungskultur zurückzuwirken und damit Vergangenheitsversionen sowie Selbstbilder aktiv mitzuprägen.«⁶ Die Literatur stellt nämlich einen »Teil der übergeordneten Sinnstiftungsprozesse«⁷ dar, sie vermag »auch solche Erfahrungsbereiche auszuloten und zum Gegenstand kultureller Sinnwelten zu machen, die in anderen Diskursen unartikulierbar bleiben«⁸, kann eine »transnationale Wirkmacht entfalten«⁹ und zu einer »Neuperspektivierung extratextueller Wissensordnungen und Wertehierarchien«¹⁰ beitragen. Heinrich Bölls ›Geschichten‹ und ›Gesellschaftsnarrative‹ geben deshalb nicht nur Schauplätze vergangener Interaktionen und Kommunikationen ab, sondern sie gelten auch als textliche Erinnerungsfiguren, als Symbole und Anhaltspunkte individueller und kollektiver Identität, und dies über die deutschen Grenzen hinaus. Neumann hebt deshalb die Funktion von Narrativierungsprozessen bei Sinnproduktion und Identitätsstiftung: »Die bewusste Vergegenwärtigung, identitätsstiftende Aneignung und intersubjektive Vermittlung von gruppenkonstitutiven Erfahrungen sind auf Prozesse der Narrativierung angewiesen.«¹¹ Und es ist gerade auch die spannende Macht von Bölls Worten und entwickelten Denkfiguren, der man sich (nicht nur) als Literatur- bzw. Kulturwissenschaftler nicht entziehen kann, nicht zuletzt deshalb, weil Kultur und Gesellschaft als Ensemble diskursiver Ereignisse gelten und Sinngebungsprozesse sich immer aufgrund aufmerksam-kritischen Beobachtens vollziehen.

Kognitiv-emotive Systeme beobachten und werden beobachtet. Der Mensch als ›Beobachter‹ und ›Beobachter der Beobachter‹ (Niklas Luhmann) stellt eine Grundlage jeder individuellen wie gemeinschaftlich-gesellschaftlichen Konstruktion von Bedeutungen dar. Dies betrifft sowohl den kognitiv-emotiven Wahrnehmungs- als auch den Verarbeitungsprozess von angebotenen perspektivierten Inhalten, der durch Referenzbezüge im (inter)diskursiven Netzwerk zustande kommt. Heinrich Böll war mit seinen konkreten bewussten Interessen und Bedürfnissen – zwischen der Eigen- und Fremdreferenz rangierend – in diskursive Felder sozialer Praxis eingebunden. Auch die subjektiven Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster seiner Figuren sind eine Funk-

6 Neumann, Birgit: *Literatur, Erinnerung, Identität*. In: Erll, Astrid / Nünning, Ansgar (Hg.): *Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Theoretische Grundlegung und Anwendungsperspektiven*. Berlin / New York: Walter de Gruyter 2005, S. 149–178, hier S. 150.

7 Ebd., S. 169.

8 Ebd., S. 170.

9 Ebd., S. 173.

10 Ebd., S. 169.

11 Ebd., S. 101.

tion figuraler Eingebundenheit in spezifische räumliche Gegebenheiten, zu denen auch bestimmte Rollenidentitäten und Befindlichkeiten gehören. Narrative Texte werden auf diese Weise in übergreifende gesellschaftliche Fragestellungen und Deutungsmuster eingebettet. Mit einer spezifischen diskursiven Geformtheit und Organisiertheit von Bölls Texten ist deshalb auch eine Inhaltsrelevanz gemeint, die einen expliziten Bezug auf gruppenspezifische und generationengebundene Erfahrungen aufweist. »Geschichten« spielen dabei, so Jürgen Straub, immer eine besondere Rolle: »Die Historie wird grundsätzlich durch Geschichten gebildet, [...] von Geschichten, die viele angehen und betreffen, berühren oder bewegen. Sie steht, im Unterschied zur Biographie eines Individuums, für das kollektive Schicksal, die Erfahrungen, Erwartungen und Orientierungen einer Mehrzahl von Menschen.«¹² Straub betont, dass sich an gesellschaftlich relevanten Sinnbildungsprozessen »alle möglichen [...] symbolischen Formen und Praktiken, die zur aktiven Konstruktion historischer Wirklichkeiten führen«¹³, beteiligen sollten, denn »die historische Konstruktion ist ein spezifischer Modus, Wirklichkeit als eine symbolisch repräsentierte Welt zu bilden, kommunikativ auszuhandeln und zu regeln.«¹⁴ Die symbolisch repräsentierte Welt ist »eine sinn- oder bedeutungsstrukturierte Welt. Sie beruht auf Deutungs- oder Interpretationsleistungen; und sie ist nur dem zugänglich, der Verstehensleistungen vollbringt. Ohne alltagsweltliche Deutung oder wissenschaftliche Interpretation gibt es keine Historie.«¹⁵ Der kommunikative Austausch über signifikante Geschichtsmomente sowie gruppenspezifische und generationengebundene Erfahrungen schließt deshalb notwendigerweise verschiedene Bewertungsperspektiven ein, wenn Mark Freeman behauptet: »Jede menschliche Handlung und Überzeugung hat eine Karriere hinter sich; sie ist der momentane Endzustand einer Folge von Übertragungen und Modifikationen und ihrer Anpassung an gegenwärtige Umstände.«¹⁶ Heinrich Bölls Texte sind deshalb nicht nur fiktionale Artefakte, sondern auch gesellschaftlich-historische Narrative und Repräsentationen der vergangenen Erfahrungspräsenz und Erfahrungsrelevanz. In diesem Kontext gelten sie auch als unverwechselbare subjektive Aneignungen von defizitären Lebenswelten, als eine Art Kompensa-

12 Straub, Jürgen: *Geschichten erzählen, Geschichte bilden. Grundzüge einer narrativen Psychologie historischen Sinnbildung*. In: Ders.(Hg.): *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte, Identität I*. Frankfurt (M.): Suhrkamp 1998, S. 81–169, hier S. 85 [Hervorhebungen im Original].

13 Ebd., S. 83.

14 Ebd., S. 83.

15 Ebd., S. 84.

16 Freeman, Mark: *Tradition und Erinnerung des Selbst und der Kultur*. In: Welzer, Harald (Hg.): *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburg: Hamburger Edition 2001, S. 37.

tions- und Überhöhungsraum, an dem Versagungen, Unsicherheiten und Unannehmlichkeiten des eigenen und des fremden Lebens verhandelt und ›ausgeglichen‹ werden. Durch dieses aneignende, auseinandersetzen, bewahrende und verändernde In-Beziehung-Setzen der jeweiligen textlichen Gegenwart zu fixierten Erinnerungsfiguren sind das soziale Gedächtnis und die Formation des kulturellen Gedächtnisses als Prozesse zu verstehen, die Gesellschaft, Kultur und Identität als dynamische und ›verhandelbare‹ Größen erscheinen lassen. Die analytisch-interpretierende Erfassung von Bölls konkreten Erfahrungs- und Erlebnisverarbeitungsformen als Geschichtsdeutung und Hinterfragung gesellschaftlicher Wertbindungen scheint insoweit sinnstiftend zu sein, als das eine ›unvollendete Entelechie‹ immer auf ein Ziel zuzusteuern hat. Die Unterwerfung von Heinrich Bölls sozialen Akteuren unter bestimmte diskursive Praktiken vollzieht sich deshalb in zwei Richtungen: Sie betrifft zum einen textliche (Kon)Figurationen der einzelnen Geschichten und somit die diskursiven Horizonte der entworfenen Figuren. Zum anderen bezieht sie sich auf den Rezeptions-Nachkommen, der in Konfrontation mit den erzählten Welten nicht nur bestimmten diskursiven Praktiken ausgesetzt wird, sondern auch einen Einblick in verschiedene ›Vergangenheitsversionen‹ deutscher und europäischer Geschichte bekommt.

Heinrich Böll schrieb seine Texte im Bewusstsein erfahrener und drohender Verluste, die als Auflösung von verschiedenen Bindungen und Banden im Verhältnis des Individuellen zum Allgemeinen zu verstehen sind. Seine Erinnerung stützt sich dabei auf konkrete Erfahrungsformen, die in verschiedenen textlichen Sinn(kon)figurationen verarbeitet werden. Es geht dabei, so Ralf Schnell in Anlehnung an die *Frankfurter Vorlesungen*, um die »Ästhetik des Humanen«, die weder etwas Kontemplatives noch Abstraktes bedeute, sondern sich als eine aktive geistige Suche darstelle, »die Suche nach einer bewohnbaren Sprache in einem bewohnbaren Land.«¹⁷ Die Erinnerung ist deshalb nicht nur individualpsychologisch zu betrachten, sondern sie wird an externe Bildspeicher des sozial-kulturellen Archivs angeschlossen und unter Einbeziehung der gesellschaftlich-historischen Dimension diskutiert. Bölls Verlangen nach einer bewohnbaren Sprache in einem bewohnbaren Land war deshalb zugleich ein Appell an einen mündigen Bürger und Erdbewohner, sein gesellschaftlich-politisches, ökonomisches, kulturelles und lebensweltliches Umfeld kritisch zu hinterfragen und eine Forderung, menschenunwürdigen Existenzbedingungen und menschenverachtenden Tendenzen entgegenzuwirken. In Anlehnung an Hermann Broch könnte man in diesem Zusammenhang sagen, dass eine räumliche Vertrautheit, an der der Mensch endlich seine wahre Bestimmung in dieser Welt vollzogen und begriffen hat, nur als Wertkomplex und Fluchtpunkt

17 Schnell, Ralf: *Heinrich Böll und die Deutschen*, S. 117.

herzustellen ist. Somit wird von Böll in seinen Texten das weit verbreitete Vorurteil widerlegt, dass erfülltes Dasein ein überall und allgemein verfügbares Gut darstellt, dessen Besitz selbstverständlich und dessen Erwerb nicht notwendig ist.

Das Ende des Zweiten Weltkriegs mit anschließend tiefgreifenden gesellschaftlichen Umbrüchen und Veränderungen wird von Individuen und Kollektiven über eine gewisse Orientierungslosigkeit erfahren. In diesem Konnex ist ein Verfall von bisher gültigen Selbstverständlichkeiten und Handlungsroutinen sowie ein Schwund von Überschaubarkeit, Unmittelbarkeit und Intimität die natürliche Konsequenz. Die Trümmern können schon längst beseitigt worden sein, aber welche Bindungsligaturen können individuell und kollektiv als Kristallisationspunkt sinnerfüllter Lebensgestaltung gelten, wie gestalten sich im Individualfall Wahlmöglichkeiten und Alternativen des Handelns sowie die angestrebten Zugehörigkeiten, auf welche Weise kann der Einzelne in Abhängigkeit von seinen Ressourcen oder zur Verfügung stehenden ›Chips‹ gesellschaftlichen Druckentwicklungen und Vereinheitlichungsprozessen standhalten? Der Mensch fügt sich letztendlich in bestimmte sozial-räumliche Gegebenheiten nicht nur ein – in dieser Rolle wäre er ja ausschließlich in seiner Passivität und Trägheit begriffen –, sondern er versucht sie auch durch entsprechende Entscheidungen nach seinen Bedürfnissen, Wünschen und Möglichkeiten zu verwandeln. Die organisierende Kraft der Nachkriegsdynamik – wie abwegig das auch klingen mag – besteht in Heinrich Bölls Texten u. a. darin, dass in ihnen oppositionelle Figurenentwürfe durchgespielt, zugespitzte Fronten und Freund-Feind-Verhältnisse veranschaulicht, feindselige, schä(n)dliche und verbrecherische Aktivitäten vor Augen geführt sowie Normabweichungen und Devianzen identifiziert und angeprangert werden. Nicht zuletzt aus diesem Grund kann von einem verdichteten Erfahrungsraum, der bis zum Bersten mit Realitätseffekten gefüllt ist, gesprochen werden.

Die gesellschaftliche Relevanz der Texte von Heinrich Böll, ihre immerwährende Aktualität und Brisanz lassen sein Schaffen anlässlich des 100. Geburtstags des Schriftstellers (1917–1985) erneut in Augenschein nehmen und dessen zeitlosen Geist beleuchten und hinterfragen. Neben kanonisierten Werken werden auch weniger bekannte Texte des Kölner Autors, z. B. seine Aufsätze, Reden, Essays und Briefe ins Zentrum des Interesses gerückt. Wenn an erinnerungskulturelle Funktionen von Literatur als Medium des kollektiv geteilten Gedächtnisses (Astrid Erll) gedacht wird, stellt sich die Frage, mit welchen Sinnbedürfnissen und Interessen, Auswahlmechanismen und ›Erinnerungsfiguren‹ sowohl die Gegenständlichkeit des Zweiten Weltkriegs als auch bestimmte Vorstellungen über verschiedene Nachkriegs(er)lebenswelten in den Texten von Heinrich Böll vermittelt und welche Wahrnehmungsschemata fokussiert werden. In den Einzelanalysen werden auch relational-performative

Organisationsstrukturen der Texte sowie bestimmte Wahrnehmungsmodi von Kriegs- und Nachkriegsrealitäten mit spezifischen Formen von Identifikations-, Irritations- oder Distanzierungsstrategien herausgearbeitet, denn der Autor selbst und die von ihm entworfenen fiktiven Gestalten sind im realen und fiktiven Leben variierenden (Lebens)Umständen und damit verbundenen verschiedenen Belastungsproben durch Machtausübungsformen und Gewalt-handlungen ausgesetzt worden. Nicht zuletzt aus diesem Grund wird es auch in den einzelnen Beiträgen darum gehen, Abhängigkeitsstrukturen und Ausschlussmechanismen, Grenzziehungen und Grenzüberschreitungen sowie bestimmte Gefühlslagen von Erzähl- und Reflexionsinstanzen festzuhalten. Es ist schließlich auch die Identifikation und Differenzierung subjektiver Stimmen und emotionaler Engagements als eine emotive Qualität der Texte, die zugleich auch eine Grundierung für die Bedeutsamkeit und Dauerhaftigkeit von Erinnerungen gewährleistet.

Renata Dampc-Jarosz und Pawel Zimniak
Katowice, im Dezember 2017

I. Zum 100. Geburtstag: Reden und Essays

René Böll (Köln)

Heinrich Böll: »... Schritt halten mag und kann ich nicht.«

Sehr geehrte Damen und Herren,

es ist für mich eine große Ehre, diese Kattowitzer Konferenz zum 100. Geburtstag meines Vaters Heinrich Böll eröffnen zu dürfen. Ich habe meinen Worten den Titel gegeben:

Heinrich Böll: »... Schritt halten mag und kann ich nicht.«

Beginnen möchte ich mit einem Zitat, das ich als eines seiner Lebensmotti sehe: »Daß Menschwerdung dann beginnt, wenn einer sich von der jeweiligen Truppe entfernt, diese Erfahrung gebe ich hier unumwunden als Ratschlag an spätere Geschlechter.« (aus: *Entfernung von der Truppe*, 1964).

Heinrich Böll hat wie seine Generation vieles erlebt, geboren noch im Kaiserreich, erlebte er bewusst die Weimarer Republik, die Nazizeit, den 2. Weltkrieg als Soldat, er war auch Besatzungssoldat in Polen und es ist keineswegs eine Selbstverständlichkeit, dass einem ehemaligen Angehörigen der Nazi Armee, eine solche Ehre zu Teil wird. Die Hoffnung auf einen Neubeginn nach 1945 verflüchtigte sich bald. Mit Bitterkeit und unbestechlichem Blick verfolgte er die restaurativen Entwicklungen der Bundesrepublik, in der die alten Machthaber zu großen Teilen auch die neuen waren. Die Wiederbewaffnung und das Erstarren militaristischen Denkens nur 10 Jahre nach dem Ende des 2. Weltkriegs bekämpfte er vehement. Früh wurde er in der Presse diffamiert, niemand kann ermessen, wie sehr ihn die ekelhaften Hasstiraden von Presseorganen deren Namen ich nicht in den Mund nehmen möchte und prominentester Politiker auch deshalb trafen, weil immer seine Familie miteinbezogen wurde. Von vielen wurde er aber auch in seinem unermüdlichen Kampf um die Menschenrechte in Ost und West unterstützt.

Es möge gelingen das in meinen Augen idiotische Bild von ihm zu korrigieren, wie es kürzlich wieder ein Schriftsteller-Kollege meinte ausdrücken zu müssen: »Es gibt diese verbreitete Heinrich-Böll-Angst, ein guter Mensch, aber ein schlechter Autor zu sein.« Ulrich Greiner hingegen schreibt anlässlich des

100. Geburtstages: »Heinrich Bölls literarische Bedeutung wurde bis heute überhaupt noch nicht gänzlich erfasst.«

Der Leser mag ihn als das wahrnehmen, was er in allererster Linie war und ist: ein Schriftsteller und Künstler. Ein Schriftsteller, der sich auch einmischte, dann, wenn es um Menschenrechte ging, auch, wenn es um Autorenrechte ging. Er und seine Familie scheuten auch große persönliche Risiken nicht, als es darum ging, Menschen zu helfen oder ihrem Werk zu ermöglichen, im Westen publiziert zu werden.

Er war ein überaus engagierter Redner und Teilnehmer an Demonstrationen, er sprach u. a. zur Freiheit der Kunst bei der Eröffnung des Wuppertaler Schauspielhauses, anlässlich der »Woche der Brüderlichkeit«, bei der Demonstration gegen die Notstandsgesetzgebung 1968 in Bonn, bei der Gründung des Vereins Deutscher Schriftsteller unter dem Titel: Ende der Bescheidenheit in Köln 1969, bei der Großen Friedensdemonstration 1981 in Bonn und bei vielen anderen Gelegenheiten.

Mein Vater war kein Asket, konnte auch genießen und Irland war für ihn ein Rückzugsort, dessen Bedeutung kaum überschätzt werden kann. Hier wurden und werden wir als Familie seit 1955 willkommen geheißen. Monatelang begleiteten wir meine Eltern in Irland. Da hatte er Ruhe vor all den Anforderungen, die auf ihn als Schriftsteller einströmten, all die Telefonate und Briefe und die Anfragen der Presse.

Zum Schluss möge er selbst zu Wort kommen, ihm war es gegeben, dass in Worte zu fassen, was viele denken, aber nicht so perfekt formulieren können:

»Was Kunst braucht einzig und allein braucht ist Material – Freiheit braucht sie nicht, sie ist Freiheit. Es kann ihr einer die Freiheit nehmen, sich zu zeigen – Freiheit geben kann ihr keiner, kein Staat, keine Stadt, keine Gesellschaft kann sich etwas darauf einbilden ihr das zu geben oder gegeben zu haben, was sie von Natur aus ist: frei. Gegebene Freiheit ist für sie keine, nur die, die sie hat oder sich nimmt.« (aus: *Die Freiheit der Kunst, Dritte Wuppertaler Rede* am 24.9.1966)

und

»Daß Ketzler nicht mehr verbrannt werden, verdanken wir ja nur den paar Ketzern, die überlebt haben.« (aus: *Ein Jahrhundert wird besichtigt*, 1977)

Vielen Dank!

Basil Kerski (Gdańsk – Berlin)

»Man muss energisch widersprechen, gerade wenn man für Entspannung ist«. Heinrich Böll und die Unterstützung der demokratischen Opposition in Polen

Verleihung der Dankbarkeitsmedaille des Europäischen Solidarność-Zentrums posthum an Heinrich Böll am 23. September 2015 im Heinrich-Böll-Archiv in Köln

*Rede des Direktors des Europäischen Solidarność-Zentrums Basil Kerski
Die Medaille wurde von Heinrich Bölls Sohn, René Böll, entgegengenommen.*

Sehr geehrte Damen und Herren, lieber René Böll,

30 Jahre nach dem Tod Heinrich Bölls, 35 Jahre nach der Gründung der Freien Gewerkschaft Solidarność überbringe ich der Familie von Heinrich Böll in Form der Dankbarkeitsmedaille des Europäischen Solidarność-Zentrums den Dank der Protagonisten der friedlichen polnischen Revolution an Heinrich Böll für dessen Unterstützung der Solidarność und der demokratischen Opposition in Polen.

Auf Anregung des Polnischen Instituts Düsseldorf hat die Jury unter Vorsitz von Lech Wałęsa Heinrich Böll posthum die Medaille verliehen. Mitglieder der Jury sind neben Lech Wałęsa solche Legenden der Solidarność wie unter anderem Bogdan Borusewicz, Zbigniew Bujak, Mirosław Chojecki, Władysław Frasyniuk, Danuta Kuroń, Bogdan Lis, Jan Rulewski oder Grażyna Staniszevska. Die Dankbarkeitsmedaille wurde im Jahr 2010 gestiftet und wird Menschen verliehen, die vor 1989 den Kampf der polnischen demokratischen Opposition von außerhalb Polens unterstützt haben. Gewürdigt werden nicht nur Ausländer, die im freien Westen finanzielle Mittel für die Opposition gesammelt und Druckmaschinen nach Polen geschmuggelt haben. Geehrt werden auch Gewerkschafter, Politiker, Künstler, Wissenschaftler oder Journalisten, die mit der Solidarność zusammengearbeitet und die Werte der polnischen demokratischen Opposition vermittelt haben. Erinnerung wird mit der Dankbarkeitsmedaille nicht nur an die Hilfe aus dem Westen, gewürdigt werden auch Protagonisten der demokratischen Opposition im ehemaligen Ostblock, die mit der Solidarność

zusammengearbeitet haben, oder für die Werte der Freien Gewerkschaftsbewegung in ihren Gesellschaften eingetreten sind.

Mit der Verleihung der Medaille will das Europäische Solidarność-Zentrum nicht nur seinen Dank aussprechen, sondern auch deutlich machen, dass der Zusammenbruch des Kommunismus 1989 in Europa kein Zufall der Geschichte war, sondern das Ergebnis des Engagements mutiger Menschen in Ost und West gewesen ist. Der mutige Widerstand von Bürgern gegen die kommunistischen Machthaber, der Einsatz für die Verteidigung von universellen Menschenrechten, der konsequente Aufbau einer demokratischen politischen Kultur, einer von den Regimen unabhängigen Öffentlichkeit im Untergrund – dies waren entscheidende Faktoren für den Wandel in Europa. Diese Kultur des friedlichen Widerstands entstand östlich des Eisernen Vorhangs, doch sie verdankt ihre Kraft, ihre Wirksamkeit auch der positiven Wahrnehmung in den freien, demokratischen Gesellschaften. Sie konnte europaweit wirksam werden und damit die Macht der osteuropäischen Diktatoren brechen, auch durch die Hilfe und Unterstützung von Intellektuellen im Westen.

Wie kaum ein anderer symbolisiert Heinrich Böll die Unterstützung der demokratischen Opposition in Polen durch westeuropäische Intellektuelle und Künstler. Böll verstand sich als ›Einmischer‹: »Wir Autoren sind die geborenen Einmischer, wir mischen uns ein in die Rechtsprechung und Kulturpolitik der Sowjetunion, der CSSR, Spaniens, Indonesiens und Portugals [...]. Das klingt idealistisch, ist es aber nicht. Einmischung ist die einzige Möglichkeit, realistisch zu bleiben«, schrieb Böll 1973 in seinem Essay »Einmischung erwünscht« (*Heinrich Böll und Polen. Texte und Dokumente*, Heinrich-Böll-Stiftung, Berlin und Köln 2004, S.72).

Als engagierter Intellektueller prangerte Böll die Menschenrechtsverletzungen im Sowjetimperium, in den lateinamerikanischen oder asiatischen Diktaturen an. In den 1960er und 1970er Jahren war er ein prominenter Verfechter der umstrittenen Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze als polnischer Westgrenze durch die Bundesrepublik. Er trat nicht nur (wie viele westdeutsche Intellektuelle) für die polnisch-deutsche Versöhnung ein, er unterstützte auch (wie nur wenige) den Kampf polnischer Intellektueller, ob im Exil oder in Polen lebend, gegen die kommunistische Diktatur. Böll leistete finanzielle Unterstützung für das Komitee für die Verteidigung von Arbeitern (KOR) und fragte öffentlich nach dem Schicksal verhafteter Intellektueller. Vor allem während des Kriegsrechts engagierte sich Böll für die in Lagern und Gefängnissen inhaftierten Solidarność-Aktivisten.

Das Engagement antikommunistischer polnischer Intellektueller traf in der Bundesrepublik in den 1970er und 1980er Jahren nicht nur auf Sympathie, sondern auch auf kühle Distanz. Viele Politiker und Intellektuelle, vor allem im sozialdemokratischen Lager, sahen in der erstarkenden Bürgerbewegung und

vor allem in der Solidarność Kräfte wirken, die den Dialog zwischen den Blöcken, die Entspannungspolitik gefährdeten. Angesichts der massiven Präsenz sowjetischer Truppen in Mitteleuropa glaubten viele, dass Chancen für einen grundlegenden friedlichen Wandel durch oppositionelle Tätigkeit aussichtslos seien. Nur der Dialog mit den Machthabern im Osten könne zu positiven Veränderungen auf dem Kontinent führen.

Böll vertrat ein grundsätzlich anderes Verständnis von Entspannungspolitik. In der Arbeit der mittel- und osteuropäischen Menschenrechtsgruppen erkannte er wie nur wenige im Westen ein über Jahre gewachsenes organisches Fundament, das eher zur Befriedung von Gesellschaften, zur Entspannung beitrage (Vgl. *Heinrich Böll und Polen*, S. 82). 1979 betonte Böll im Interview mit der polnischen Samisdat-Zeitschrift »Krytyka«:

»Die großen Strategen der Ost-West-Politik empfinden die Bürgerrechtler als störend [...]. Wenn man die Opposition in einem anderen Land als störend empfindet, verachtet man gleichzeitig die eigene Opposition. Ich denke, dass man die Geschichte der Opposition in den osteuropäischen Staaten zu wenig kennt: die großen oppositionellen Traditionen Russlands, Polens, der Tschechoslowakei. Bis zu einem gewissen Grad hat man diese Länder 'abgeschrieben', Interessensphären abgesteckt. Die deutschen Ost-Westpolitiker sind die sensibleren in diesem Zirkel, sie wissen, worum es geht, sind aber meiner Meinung nach zu ängstlich. Ich glaube, sie könnten mehr riskieren, offen und öffentlich« (*Heinrich Böll und Polen*, S. 91).

Böll war mutiger als viele Entspannungspolitiker. Er setzte sein über Jahre als kritischer Intellektueller und erfolgreicher Literaturnobelpreisträger gewachsenes Ansehen für die politisch Unterdrückten ein. Für ihn bedeutete Entspannungspolitik nicht die Akzeptanz des politischen Status quo auf dem Kontinent, also der Jalta-Ordnung, er verstand sie vielmehr als Mittel zur positiven Veränderung der politischen Verhältnisse in Europa. Vor allem nach der Einführung des Kriegsrechts in Polen am 13. Dezember 1981 betonte Böll, dass er sich als Intellektueller verpflichtet sehe, energisch den kommunistischen Machthabern in Polen zu widersprechen, eben weil er für die Entspannung eintrete (vgl. *Heinrich Böll und Polen*, S. 116).

Rückwirkend muss man betonen, dass Bölls Proteste gegen die Einführung des Kriegsrechts in den Augen vieler Polen nicht nur sein persönliches Ansehen, sondern auch das der Zivilgesellschaft der Bundesrepublik vermehrt haben. Dieser Protest hat ein neues positives Reservoir in den deutsch-polnischen Beziehungen geschaffen, eine Basis des Vertrauens, die auch weit über den Tod von Böll hinaus gewirkt hat und die deutsch-polnische Annäherung in den 1980er Jahren gefördert hat.

Ein besonderes Verhältnis zu Polen entwickelte Böll nicht nur während des Krieges als junger Wehrmachtsrekrut in Polen. Er war im Sommer 1940 in Bromberg mehrere Wochen stationiert. Intellektuell besonders prägend war für

Böll seine Reise 1956 nach Warschau und Krakau. Er war überhaupt der erste westdeutsche Schriftsteller, der im Dezember 1956 auf Einladung des Verbandes polnischer Schriftsteller die Volksrepublik Polen besucht hat. Es war die Zeit des Endes des Stalinismus in Polen, Hoffnungen auf mehr Freiheit im Realsozialismus wurden wach. In Krakau wurde Böll Zeuge der Gründung des »Klubs der katholischen Intellektuellen«, ein Ereignis, das ihn, den sozial engagierten, obrigkeitkritischen Katholiken stark beeindruckt hat. In jenen polnischen Klubs der katholischen Intelligenz fand er Gleichgesinnte, ein intellektuelles Klima, das ihn faszinierte. Nach 1965 wurde vor allem ein Vertreter dieser katholischen Intelligenz zu einem wichtigen intellektuellen Partner für Böll: Władysław Bartoszewski.

Sein Verhältnis zu Polen, zum Kommunismus und zur Teilung des Kontinents prägten auch Exilanten, vor allem Czesław Miłosz, Leszek Kołakowski und Lew Kopelew. Als Lektor des Kölner Kiepenheuer-und-Witsch-Verlages betreute Böll die deutsche Erstveröffentlichung von Czesław Miłosz' Kommunismus-Buch »Verführtes Denken«. Mit Leszek Kołakowski trat er öffentlich für die Unterstützung des Komitees zur Verteidigung der Arbeiter ein. Mit dem sowjetischen Exilanten Lew Kopelew unterstützte er die *Solidarność*, die »beste aller Revolutionen«, wie sie Kopelew, charakterisiert hat, weil sie »eine friedliche, blutlose, gewaltlose Revolution« war (vgl. *Heinrich Böll und Polen*, S.108). Bölls Begegnungen mit Polen offenbarten eine seltene Gabe. Er traute sich, sich mit fremden Kulturen, entfernten Nachbarn auseinanderzusetzen, er hatte den Mut, seine Perspektive auf den Nachbarn, auf andere Kulturen in Frage zu stellen, das östlich des Eisernen Vorhangs gelegene Europa zu bereisen. Auch traute sich Böll, Menschen zu begegnen, die als intellektuelle Außenseiter galten, so zum Beispiel Miłosz in den 1950er Jahren. Die eigene Perspektive zu hinterfragen, die eigene Berührungsangst gegenüber einer fremden Kultur zu besiegen, das sind Haltungen, die auch heute in der Kommunikation zwischen freien Gesellschaften leider selten anzutreffen sind und in Zeiten der Teilung des Kontinents eher eine Ausnahme darstellen.

Bölls Mut wirkte sich auch auf sein Verständnis von Versöhnung mit den östlichen Nachbarn aus. International hoch angesehen war Böll wegen seines Eintretens für die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit und gegen die Amnesie der Wirtschaftswunderjahre. Er betonte die kollektive Verantwortung der Deutschen für die im Namen ihrer Nation begangenen Verbrechen. Doch die deutsche Schuld dürfe, so Böll, nicht zum Einschließen in der eigenen Geschichte führen, zur Zurückhaltung gegenüber anderen Verbrechen. Böll erkannte die Gefahr, dass der deutsche Schuldkomplex vor allem von osteuropäischen kommunistischen Regimen missbraucht werden könne. Deutsche Verbrechen an Polen, Tschechen oder Russen dürften, so Böll, nicht dazu führen, dass sich Deutsche nicht in der Lage sehen, über die kommunistischen Verbrechen östlich

der Oder zu sprechen. Böll betonte diese Haltung vor allem nach der Einführung des Kriegsrechts in Polen, als er nicht bereit war, zu schweigen und als die polnischen kommunistischen Machthaber westdeutschen Kritikern vorwarfen, sich in die »innerpolnischen Angelegenheiten« einzumischen. Damals betonte Böll, wie wichtig es sei, sich vom deutschen Schuldkomplex zu befreien, um für die polnischen Opfer der kommunistischen Diktatur eintreten zu können:

»Ich glaube, dass wir immer noch – ich beziehe mich ein – unter einem Schuldkomplex leiden Polen gegenüber, Polen gegenüber, den wir, glaube ich, ablegen müssen. Wir wissen, dass Polen durch den Verlauf der deutschen Geschichte in diese Situation gekommen ist, in der es ist. Aber wir sind nicht mehr das Deutsche Reich, sondern wir sind die Bundesrepublik Deutschland. Verstehen Sie. Und die Bundesrepublik Deutschland als Staat in ihrer ganzen Geschichte seit ihrem Entstehen hat keinen Grund, Schuldkomplexe zu haben.« (Heinrich Böll / Freimut Duve / Klaus Staeck (Hg.), *Verantwortlich für Polen?* Hamburg, Rowohlt Verlag 1982, S.16).

Meine Damen und Herren,

die heutige Verleihung der Dankbarkeitsmedaille bietet nicht nur die Chance zur Retrospektive, sondern sie regt auch zur Reflexion über unsere politische Gegenwart an. Bölls Einmischung für Polen, vor allem für die demokratische Opposition, wirft die Frage nach der Aktualität seiner intellektuellen Haltung auf. Auf die polnische Kultur und Politik schauend, stellt sich für mich heute vor allem die folgende Frage: Mit wem müssen wir Polen heute solidarisch sein? Wie würde sich Böll heute angesichts des Kriegs in der Ukraine und in Syrien verhalten? Viele Polen schauen heute sorgenvoll in Richtung Osten, wo an der ukrainisch-russischen Grenze ein Krieg tobt. Doch nicht nur im Osten entscheidet sich die Zukunft Polens und Europas, auch im Süden, in den Flüchtlingslagern. Wer sind heute die Miłoszs und Kołakowskis aus Syrien oder dem Irak? Kennen wir sie, sind wir bereit, ihnen so zu helfen, sie so zu verstehen, wie es Böll gegenüber den osteuropäischen Exilanten getan hat?

Und auf deutscher Seite muss ich heute oft an Böll und seine Haltung zur falsch verstandenen Entspannungspolitik denken, wenn ich Debatten zur deutschen Russlandpolitik wahrnehme. Viele Politiker und Publizisten verwechseln die Entspannungspolitik mit einer unkritischen Haltung gegenüber Moskau. Auch ist wieder von legitimen Einflussphären im Osten zu hören. Der Literaturkritiker Fritz J. Raddatz schrieb 1982 in einem von Böll herausgegebenen Sammelband zu Polen die folgenden Worte:

»Unser Nachbar wird hingemacht, er heißt Polen. Derweilen zittern wir nicht um den Ölweig, sondern ums Öl in unserer Heizung. Das zu sparen, haben wir gelernt; mit uns nicht zu sparen, haben wir verlernt.«

Das Wort »Polen« könnte man heute durch das Wort »Ukraine« ersetzen und hätte schon einen zeitgemäßen politischen Kommentar....

Meine Damen und Herren,

lassen wir die Frage nach der Aktualität vergangener politischer Lektionen offen und freuen uns heute über die politische Klugheit und Weitsichtigkeit von Heinrich Böll.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Köln, 23. September 2015

Ralf Schnell (Siegen)

Zeit und Zeitgenossenschaft. Ein Essay zum 100. Geburtstag von Heinrich Böll¹

Wer die im Oktober 2017 erschienenen Kriegstagebücher Bölls aus den Jahren 1943 bis 1945 zur Hand nimmt, hat ein erstaunliches Dokument vor sich. Die faksimilierte Ausgabe, eine wahrhaft bibliophile Edition, bietet den Lesern nicht nur die Originalhandschrift des Autors in Verbindung mit einer weitestgehend gelungenen Transkription seiner Aufzeichnungen. Sondern diese Ausgabe teilt aufgrund der authentischen Wiedergabe des Originals zugleich etwas von der Atmosphäre mit, in der diese Tagebücher entstanden sind. Kriegshandlungen wechseln mit Alltagsschilderungen aus der Etappe, Alpträume mit Sehnsuchtsvisionen, Banalitäten mit Schrecknissen, der Eindruck von Leere und Überdruß mit dem Ausdruck von Angst und Verzweiflung, all dies nahezu leitmotivisch durchzogen von der Anrufung Gottes und, immer wieder, dem Namen der geliebten Frau: »Anne-Marie«.

Vielleicht würden Historiker sagen, sie könnten – abgesehen von wenigen Einzelheiten – diesen Aufzeichnungen nichts Neues über die Kriegseignisse in Frankreich und Polen, Rumänien, Russland und Deutschland entnehmen, und wahrscheinlich hätten sie Recht. Doch für den unbefangenen Leser ergibt sich ein anderes Bild. Es gibt wohl kaum ein Dokument, das in solcher Unmittelbarkeit und Unverstelltheit von den Schrecken des Krieges berichtet. Wer in diesen Tagebüchern liest, weiß nicht nur, warum Heinrich Böll sich Zeit seines Lebens gegen jede Form von Gewalttätigkeit ausgesprochen hat. Sondern man kann auch problemlos erkennen, warum die Parole »Nie wieder Krieg!« nach

¹ Die Texte Heinrich Bölls werden – soweit nicht anders angegeben – zitiert nach der im Verlag Kiepenheuer & Witsch in den Jahren 2002 bis 2010 erschienenen 27bändigen *Kölner Ausgabe der Werke* (KA Band, Seitenzahl); die Briefe nach der 2001 von Jochen Schubert herausgegebenen und kommentierten zweibändigen Ausgabe *Briefe aus dem Krieg 1939–1945* (KB Datum; Seitenzahl); die Tagebuchaufzeichnungen nach *Man möchte manchmal wimmern wie ein Kind. Die Kriegstagebücher 1943 bis 1945*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2017 (KTB Datum; Seitenzahl). Dieser Beitrag ist die geringfügig überarbeitete Fassung meines Essays in *literaturkritik.de* vom 11. 12. 2017. Ihm liegt die Monographie des Verfassers *Heinrich Böll und die Deutschen* (Köln: Kiepenheuer & Witsch 2. Aufl. 2018) zugrunde.

1945 zum geflügelten Wort wurde. Evident ist zudem, warum aus Heinrich Böll ein Schriftsteller werden musste. Man nimmt, mit einem Wort, wahr, dass die Erfahrung des Krieges die Grunderfahrung Heinrich Bölls wurde, mit allen Konsequenzen für sein späteres Werk.

Böll hat die während endloser Wartezeiten und demütigender Kasernenrituale, sinnloser Übungen und entbehrungsreicher Märsche durchlebten und durchlittenen Prägungen, den »Stumpfsinn des Dienstes« (KB 782) und den »Irrsinn!« (KB 1062) des Krieges, auch in zahlreichen seiner bereits 2001 veröffentlichten *Briefe aus dem Krieg* an seine spätere Frau Annemarie immer wieder beschrieben und beschworen. Sein Glaube und seine religiösen Entwürfe, sein Anti-Preußentum und seine anti-autoritäre Haltung, sein Gerechtigkeitsempfinden und seine Fähigkeit zur Empathie, seine im tiefsten Grund konservative, das heißt im besten Sinn: bewahrende Einstellung gegenüber den Weltverhältnissen und den Zeitläufen – all diese Prägungen verdanken sich der Erfahrung des Krieges. Durch den Krieg wurden sie essenziell und auf diese Weise eine Basis nicht nur des späteren Werks, sondern, weil unter Einsatz des eigenen Lebens und der ganzen Existenz errungen, Grundlage der Persönlichkeit Heinrich Bölls.

In diesem Zusammenhang bricht sich immer wieder auch die Sehnsucht Bahn, eines Tages selbst schreiben und als Autor Wirkungen erzielen zu können. Hierfür nur einige wenige Beispiele, so aus dem Dezember 1943:

»[Wie schön, wenn man hübsche Feuilletons schreiben und ein menschliches Leben leben könnte]« (KTB 1.12.43; 49).

Im Juli 1944 heißt es:

»Ernst Jünger: In Stahlgewittern / ein tolles Buch« (KTB 13.7.44; 192).

Neben Notizen zu zahlreichen Lektüren findet sich die Eintragung:

»ich habe tolle Sehnsucht nach Gedichten von Rilke« (KTB 28.10.44; 221).

Und schließlich auch, angesichts des nahenden Kriegsendes, der hoffnungsvolle Blick in die Zukunft des Schriftstellers:

»Der Mann mit dem Mantel« eine Erzählung von H. Böll?? / »Der Posten« eine Erzählung von H. Böll??« (KTB undatiert; 231).

Eintragungen, wohlgermerkt, notiert inmitten von schwerem Granatfeuer und Fliegerangriffen, von Panzerattacken und Scharfschützen, leidend unter eigenen Verwundungen und angesichts von gefallenen Kameraden, bedrängt von Alpträumen ebenso wie von Läuseplagen, stehen die Visionen eines jungen Soldaten mit dem Ziel, Schriftsteller zu werden, verbunden mit der Zielsetzung, die Lei-

densdimension menschlichen Lebens poetisch zu verarbeiten. Bereits im Februar 1942 hatte Böll Annemarie Cech, seiner späteren Frau, geschrieben:

»[I]ch habe das Herz eines Künstlers, wenn es auch tief verschüttet ist... tief, tief...«
(Brief an Annemarie Cech vom 2. Januar 1942; KB 283).

Und nur wenig später weiß er:

»Gott hat mir nicht umsonst eine so tiefe Empfindsamkeit gegeben und hat mich nicht umsonst so leiden lassen, ich habe gewiß eine Aufgabe zu erfüllen, von der ich selbst vielleicht nicht einmal etwas ahne; er wird mir die Kraft und die Möglichkeit lassen, diese Aufgabe zu erfüllen... Ich glaube, ich habe den Auftrag, allen Menschen eindringlich zu sagen, daß es nichts so Geheimnisvolles, nichts so Verehrungswürdiges gibt wie das Leid; nichts, das so unmittelbar uns geschenkt ist, regelrecht geschenkt, nicht auferlegt. Es ist wirklich eine Gnade, wenn wir leiden dürfen, denn wir dürfen dann doch auf eine geheimnisvolle Weise wie Christus sein.« (Brief an Annemarie Cech vom 12. Februar 1942; KB 170).

Doch mehr als drei Jahre sollte es noch dauern, bis Heinrich Böll sich seinen Zielen näher sah. Am 15. September 1945 wird er aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft entlassen. Anfang 1946 äußert er gegenüber seinem Freund Ernst-Adolf Kunz den Wunsch, über seine Erlebnisse und Erkenntnisse »schreiben« zu wollen. Erste Versuche hierzu entstehen zwischen Mai und November 1946 in Form von Erzählungen (darunter *Der General stand auf einem Hügel*) und Romanentwürfen (*Kreuz ohne Liebe*). Anfang 1947 sendet Böll mehrere Texte, Erzählungen wie Essays, an Zeitungen und Zeitschriften, unter diesen das von Walter Dirks und Eugen Kogon begründete, als »linkskatholisch« geltende Periodikum *Frankfurter Hefte*, und beteiligt sich mit dem Roman *Kreuz ohne Liebe* an einem öffentlich ausgeschriebenem Wettbewerb – alles ohne Erfolg. Zwar gelingt es ihm in den Jahren 1947 und 1948 vereinzelt, literarische Arbeiten in Zeitschriften und Zeitungen unterzubringen, zwar wird, Schritt für Schritt, ein kleiner Kreis interessierter Leser auf ihn aufmerksam, zwar bemüht er sich immer wieder um Kontakt zu den Literatur- und Kulturredaktionen der Rundfunkanstalten – doch das Echo insgesamt bleibt gering. Absagen sind meist verbunden mit der herablassenden Bemerkung, der eingesandte Text sei »doch ein wenig zu langatmig«, und begleitet durch die joviale Ermunterungsfloskel: »wir würden die gelegentliche Einsendung einer oder mehrerer anderer Arbeiten begrüßen« (KA 2, 449).

Es sind Signale der Entmutigung. Böll muss erkennen, dass seine programmatischen Ziele und poetologischen Setzungen in der Öffentlichkeit keinen Widerhall finden. Nur zwei Monate nach seinem Entschluss, sich als freier Schriftsteller durchzusetzen, schreibt er – hin- und hergerissen zwischen höchster Produktivität und tiefster Resignation und fixiert auf einen »toten

Punkt« seiner Biographie – seinem Freund Ernst-Adolf Kunz am 11. Oktober 1948:

»Mein eigentliches Gebiet ist ja offenbar der Krieg mit allen Nebenerscheinungen und keine Sau will etwas vom Krieg lesen oder hören und ohne jedes Echo zu arbeiten, das macht dich verrückt.«

Gerade die Thematik des »Leides«, deren Verarbeitung der junge Autor während des Krieges als eine ihm von Gott gestellte »Aufgabe«, ja als göttlichen »Auftrag« gesehen hatte, hielt das potentielle Lesepublikum der Nachkriegszeit in kritischer Distanz zu seiner Literatur. Das »Nachdenken über die Heilsamkeit der Niederlage« (KA 22, 158), das Böll noch 1982 für die unmittelbare Nachkriegszeit in Anspruch genommen hat – es war offenbar rasch verflogen, abgelöst von einem entschiedenen Willen zur Verdrängung und Neuorientierung. Unmissverständlich signalisierte ihm – bei allem persönlichen Wohlwollen – sein langjähriger Lektor,

»daß wir mit Manuskripten dieses Themas überladen sind und wirklich dergleichen nicht mehr verlegen können« (KA 6, 547).

Und ebenso unmissverständlich führte er zur Begründung die Einstellungsveränderungen der Leser ins Feld:

»Wir haben nämlich augenblicklich eine äußerst entschiedene Abneigung des Publikums gegen alle Bücher, die etwas mit dem Krieg zu tun haben. Ja, es ist völlig klar, daß heute eine geradezu schauerliche Welle von ›Harmlosigkeit‹ und Gartenlaubenformat durch die Leser und auch durch die Literatur geht. Es ist ein krampfhaftes Augenzumachen« (KA 6, 555).

Eingezwängt zwischen »Kartoffeln hamstern« (Böll), Schwarzmarktgeschäften, Aushilfstätigkeiten, Nachhilfestunden und angewiesen auf das schmale Lehrrinnengehalt seiner Frau Annemarie, hatte sich der inzwischen 32jährige Autor und Familienvater seit fast einem halben Jahrzehnt nahezu ohne Resonanz um Publikationsmöglichkeiten bemüht. »[Z]wölf Jahre lang mit einer völlig verlogenen, hochpathetisierten Sprache konfrontiert« zu sein (Böll; KA 25, 144f.) – das konnte die Qualität der deutschen Nachkriegsliteratur nicht unbeeinträchtigt lassen. Zwar beziehen seine Kurzgeschichten aus dieser Zeit – etwa *Wiedersehen in der Allee* (1948) oder *Der Zug war pünktlich* (1949) – ihre Kraft und Eindringlichkeit aus der Nähe des Erzählers zu den Figuren, ihrem Leben, ihrem Elend, ihrem Tod. Eben diese Nähe aber verleiht seinen frühen Erzählungen auch ein hohes Maß an Pathos und Sentimentalität. Hierfür nur ein einziges Beispiel: »Paul rüttelte den Kleinen, aber der rührte sich nicht mehr«, heißt es am Ende der Erzählung *Der Angriff* (1947): »kein Splitter und kein Geschoß hatte ihn erreicht; sein Kinderherz war von der Angst erdrosselt worden [...] und noch im

Tode bebte es – leise wie der Wind, der morgens in den Bäumen vor seines Vaters Haus gespielt hatte.«

Die Verwendung trivialer Erzählmuster, die in solchen Passagen des frühen Werks zur Geltung kommen, zeugt von der überanstrengten Bemühung um Stimmungsausdruck, die unübersehbar auch die Grenze zum Kitsch berührt. Böll hat sich in seinem ersten größeren poetologischen Text zu solchen Schwächen ausdrücklich bekannt. Dieser ist 1952 erschienen und trägt den berühmt gewordenen, programmatischen Titel *Bekenntnis zur Trümmerliteratur*:

Die ersten schriftstellerischen Versuche unserer Generation nach 1945 hat man als Trümmerliteratur bezeichnet, man hat sie damit abzutun versucht. Wir haben uns gegen diese Bezeichnung [Trümmerliteratur] nicht gewehrt, weil sie zu Recht bestand: tatsächlich, die Menschen von denen wir schrieben, lebten in Trümmern, sie kamen aus dem Kriege, Männer und Frauen in gleichem Maße verletzt, auch Kinder. Und sie waren scharfäugig: sie sahen. Sie lebten keineswegs in völligem Frieden, ihre Umgebung, ihr Befinden, nichts an ihnen und um sie herum war idyllisch, und wir als Schreibende fühlten uns ihnen so nahe, daß wir uns mit ihnen identifizierten. (*Bekenntnis zur Trümmerliteratur*, 1952; KA 6, 58)

Man muss dieses *Bekenntnis zur Trümmerliteratur* als eine präzise Poetik der Nachkriegsliteratur verstehen. Böll bekennt sich in diesem Selbstverständigungstext zu Wert und Würde alltäglicher Stoffe – dies ist einer der Bausteine seiner künftigen Poetik. Und er bekennt sich ebenso zu einer Bestimmung der Voraussetzungen seiner literarischen Arbeit wie der Ansprüche, die er als Autor an diese stellt – es ist seine Zeitgenossenschaft. »Ich lebe in dieser Zeit und schreibe für diese Zeit und meine Zeitgenossen« so lautet seither sein poetologisches Credo. Noch 1964, in seinen *Frankfurter Vorlesungen*, sah sich Böll mit dem Blick auf das Ende des Krieges veranlasst, diese Zeitgenossenschaft als seine poetologische *conditio sine qua non* zu bestimmen:

Unsere Literatur hat keine Orte. Die ungeheure, oft mühselige Anstrengung der Nachkriegsliteratur hat ja darin bestanden, Orte und Nachbarschaft wiederzufinden. Man hat das noch nicht begriffen, was es bedeutete, im Jahr 1945 auch nur eine halbe Seite deutscher Prosa zu schreiben. (*Frankfurter Vorlesungen*, 1964; KA 14, 164)

Aus dieser Schwierigkeit erklärt sich auch, warum es Böll erst in dem Maße gelang, eine größere Öffentlichkeit als *Dichter* zu erreichen, wie er sich von der Kriegsthematik entfernte, wie er sich in Distanz setzte zu seinem persönlichen Erfahrungshintergrund, wie er gesellschaftliche Vorgänge mit kritischem Blick analysierte und diese Kritikfähigkeit zu seinem Schreib- und Produktionsprinzip entwickelte. Im Blick zurück auf diese Zeit der Neuorientierung sagte Böll 1977:

Schreiben war ein Experiment [...], das hat sehr viele Gründe, auch die, sagen wir, Kurzatmigkeit der Epoche. [...] Es war erst mal die Sprache als Material, fast in phy-

sikalischem Sinne ein Experimentierstoff [...] Kurzgeschichten sind am besten mit Aquarellen zu vergleichen, eine scheinbar rasche, aber mit viel intensiver Arbeit gemachte Ausdrucksform. (1977; KA 25, 144f.)

Eine Zwischenbilanz bietet im Zusammenhang dieser Umbruchs- und Übergangphase die satirisch angelegte Erzählung *Mein Freund hat seine eigenen Ideen* aus dem Jahr 1949. Bereits die ersten Sätze demonstrieren den qualitativen Sprung, den Böll zu leisten hatte: vom emphatisch beschworenen Erlebnis des Krieges zum ironischen Selbstbild des Schriftstellers als jungem Mann:

Mein Freund hat seine eigenen Ideen. Er ist ein Dichter. Er teilt die Dichter in vier Kategorien ein. Erstens, sagt er, gibt es die, die etwas können und Erfolg haben, dann kommen die, die etwas können und keinen Erfolg haben. Die dritte Sorte sind solche, die nichts können und endlich Erfolg haben, und endlich die armen Schlucker, die weder etwas können noch Erfolg haben. (KA 4, 275)

Der inhaltlichen Spannung zwischen dem Erzähler und seinem Dichter-Freund, zwischen erzählendem Ich und erzähltem Er entspringt ein überaus produktiver literarischer Spielraum. Er ist angefüllt mit Beobachtungen zum gesellschaftlichen und häuslichen Alltag, mit Details aus dem Universum der Arbeit und des Müßiggangs, mit Notizen zur Welt der Reichen und der Unterprivilegierten und mit Berichten aus der Werkstatt des Schreibens und Lektorierens. Er setzt sich zusammen, dieser Spielraum, aus Farbigkeit und Nichtigkeiten, Kapriolen und Banalitäten, Momentaufnahmen und Nuancen, die zu einem Porträt der künstlerischen Nachkriegsbohème verdichtet sind, in einer teils satirischen, teils sarkastischen Tonlage, die Hoffnungsschimmer ebenso bestimmen wie desillusionierende Akzente.

Dieser Grundton findet sich auch in der Erzählung *Die schwarzen Schafe*, mit der Böll 1951 auf einer Tagung der Gruppe 47 in Bad Dürkheim reüssierte – sie wurde zu einem Wendepunkt seiner Karriere. Sie stellte bereits eine Variation jenes Typus dar, der mit *Mein Freund hat seine eigenen Ideen* strukturell vorlag. Auch hier geht es inhaltlich um Armut und Reichtum, Illusion und Lebenskunst, auch hier handelt es sich formal um eine Mischung aus Ironie und Satire, die ihren Reiz aus einer spannungsreichen Distanz bezieht: der des Ich-Erzählers zu seiner Umgebung und zu sich selbst, dem ›schwarzen Schaf‹ der Familie. Dieser Plot wird in der Erzählung variantenreich entfaltet und durch eine überraschende Schlusswendung pointiert. Zu Recht wurde hier »ein neuer Ton« wahrgenommen: der Humor. Er entsprang der Bereitschaft der nachwachsenden Schriftstellergeneration, sich Themen und Formen auf innovative Weise zuzuwenden, mit einer prinzipiellen Offenheit für neue Wahrnehmungen, die zugleich den Abschied von traditionellen Stoffen und Schreibweisen signalisierten. Die deutsche Sprache wurde für die jungen Autoren in zunehmendem Maße »Material, fast in physikalischem Sinne ein Experimentierstoff«, der literarische

Umgang mit Sprache daher »per se ein Experimentierzustand« (KA 25, 144f.). Man kann in diesem Zusammenhang auf einzelne Erzählungen Wolfgang Borcherts ebenso verweisen wie auf zeitgenössische Texte Wolfdietrich Schnurres, vor allem aber auf das Frühwerk Arno Schmidts, das diese Tendenz am Entschiedensten repräsentiert.

Die genannten Kurzgeschichten Bölls bildeten den Auftakt zu einer ganzen Reihe von Texten mit hintergründigem Humor und tiefsinnigem Charme, charakteristisch und repräsentativ für die neue Literatur insgesamt. Der Autor hat sich diesen ironisch-satirischen Grundton in den berühmtesten seiner Kurzgeschichten aus den 1950er Jahren bewahrt, so etwa in *Nicht nur zur Weih-nachtszeit* (1952) und in *Doktor Murkes gesammeltes Schweigen* (1955/1958). Sie zeigen frühzeitig seine ungewöhnliche Begabung: die nämlich, aus gesellschaftlich vorgefundenem »Material« spielerische und hintergründige, ironische und humorvolle Funken zu schlagen, die Licht nicht nur auf die unmittelbare Nachkriegszeit werfen, sondern in vergleichbarer Weise auch auf spätere Epochen. Auf diese Weise sind sie zu Klassikern der deutschsprachigen Literatur geworden.

Man sollte sich die schwierigen Anfänge, von denen bisher die Rede war, immer vor Augen halten, wenn man sich die Bedeutung der Poetik Heinrich Bölls vergegenwärtigen will. Böll hat sich von der Thematik des Krieges und der Trümmer im Laufe der Jahre immer weiter entfernt. Doch er hat die stoffliche Substanz, von der er ausgegangen ist – die alltägliche Welt der kleinen Leute, die bürgerliche Wirklichkeit der 1960er- und 1970er-Jahre, die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit, die des Nationalsozialismus und der Nachkriegszeit, die Aufstiegsideologie der ökonomischen Rekonstruktionsperiode, die man »Wirtschaftswunder« genannt hat, und die christdemokratisch geprägte Atmosphäre der Ära Adenauer – Böll hat all diese stofflichen Elemente bewahrt, in sein Werk aufgenommen und literarisch sich angeeignet. Und er hat diese Verfahrensweise in einem programmatischen Text mit dem Titel *Zur Verteidigung der Waschküchen* 1957 mit allem Nachdruck verteidigt.

Den Anlass dieses kleinen Essays bot ein unerwartetes Kritikerlob, das Böll am 12. Juli 1957 in der Wochenzeitung »Rheinischer Merkur« zuteil geworden war, gesendet von einem jener Rezensenten, die Böll gelegentlich mit leicht ironischem Unterton »bestallte Kritiker« (KA 12, 426) genannt hat. Zu diesen zählte auch Curt Hohoff, einst Feuilletonchef des Wochenblatts, später Mitarbeiter der »Süddeutschen Zeitung« und der »Welt«, ein Schriftsteller und Essayist konservativer Prägung, der sich für die bis zu diesem Zeitpunkt erschienenen Werke Bölls nur wenig aufgeschlossen gezeigt hatte. Doch mit Blick auf das soeben veröffentlichte *Irische Tagebuch* sah Hohoff sich zu einer gründlichen Revision seiner bisherigen Urteile veranlasst. Unter dem Titel »Ein Autor hat sich

freigeschrieben« war in einer geradezu hymnischen Eloge unter anderem zu lesen:

In diesem Buch hat er seine Ressentiments weitgehend überwunden; es riecht nicht mehr nach Waschküchen und billigem Tabak. [...] Böll hat seine Kummernisse der Jugend und der Politik, seiner rheinischen Heimat und der politischen Klüngel hinter sich gelassen, und siehe da: ein Phönix aus der Asche! (KA 12, 481)

Böll ist auf diese Rezension sehr viel später eher amüsiert zurückgekommen, so 1977 in einem Gespräch mit Hermann Lenz, Nicolas Born und Jürgen Manthey: »Ja, das war dann der Punkt, wo sie dachten: Ach, endlich hat er sich befreit und so... Sehr witzig.« (KA 25, 151). Doch der lockere Tonfall sollte nicht täuschen: Bereits 1959, zwei Jahre nach ihrem Erscheinen, hatte er die Kritik Hohoffs in seinem Essay *Zur Verteidigung der Waschküchen* (KA 12, 37–40) als Anlass eines Nachdenkens über das Verhältnis von Literatur und Gesellschaft genutzt. In dieser entschiedenen Abwehr eines Lobes von der falschen Seite treten beispielhaft Grundzüge seines Schreibens hervor. Die beiläufige Verachtung des Geruchs von »Waschküchen« nutzt Böll hier zu einer poetologischen Reflexion über die lebensgeschichtlichen Voraussetzungen und die poetischen Ziele seiner Arbeit, über die Literaturfähigkeit unterschiedlicher sozialer Milieus und die Darstellbarkeit abweichenden Verhaltens:

»[W]enn eine ›Waschküche‹ kein der Literatur würdiger Ort ist, wo sind die der Literatur würdigen Orte, wo muß Literatur, wie man so hübsch unklar zu sagen pflegt, angesiedelt sein?« – »Merkwürdigerweise entsinne ich mich nicht, jemals in einer meiner Geschichten oder in einem Roman eine Waschküche beschrieben oder auch nur erwähnt zu haben.« – »Leichten Herzens verteidige ich die Waschküche, die ich nie beschrieben habe« – »[M]an hätte Dostojewski mitteilen sollen, er möge sich endlich in feinere Kreise begeben; man sollte ihm posthum die Frage stellen, ob auch zu seiner Zeit mehr als zwei Drittel der Menschheit hungerten.« (*Zur Verteidigung der Waschküchen*, 1959; KA 12, 37–40).

Was bei dem Kritiker Curt Hohoff als rhetorische Figur gemeint war – »Waschküche« als *pars pro toto* sozialer Wirklichkeit –, wird hier durch eine Art Faktencheck, die wortwörtliche Nachprüfung im konkretisierenden Bezug aufs eigene Werk, ironisiert. Was dann folgt, ist eine *tour d'horizon* durch die Niederungen alltäglichen Lebens: der Washtag als Festtag, das Wäschewaschen als Gemeinschaftsvergnügen, die gewaschene Wäsche auf den Wäscheleinen der Rheinkähne – Quellen und Materialien in Hülle und Fülle, genug, um der Literatur Stoff zur Gestaltung und zum Entwurf eigener Welten zu bieten. »Leichten Herzens verteidige ich die Waschküche, die ich nie beschrieben habe« – so lautet das Resümee dieses Gesellschaftspanoramas ›von unten‹, mit Anregungen, wie sie in vergleichbarer Weise auch der Dienst in der Wehrmacht, der Alltag der

Stadt Köln, die Verausgabungslust auf der Kirmes oder eine unheilbare Trunksucht bieten.

Böll argumentiert in diesem kleinen Essay auf mehreren Ebenen gleichzeitig: als Literatursoziologe, als Literaturtheoretiker und auch als Literaturhistoriker, freilich nicht in einer systematisch entfalteten, diskursiven Form, sondern mit aphoristischen Verdichtungen und in unterschiedlichen Tonlagen, teils heiter, teils belustigt und gelegentlich sarkastisch. Man sollte dazu wissen: Heinrich Böll war ein großer, ein begeisterter Leser. Dostojewski zählte er zu seinen Lieblingsautoren und ebenso zu seinen literarischen Lehrern. Er dient Böll als Antipode zu den gängigen und wohlfeilen Kriterien der Literaturkritik. Dostojewski führt ihn bei seinem Streifzug durch eine Vielfalt von Realien des Alltags. Es ist ein Gang durch die Wirklichkeit, der sich zu einem durchdachten poetologischen Plädoyer fügt. Bölls Plädoyer dient einer poetologischen Sondierung der gesellschaftlichen Voraussetzungen von Literatur und ihrer stofflichen Rückkopplungen. Wie zuvor die »Trümmer« der ersten Jahre nach dem Krieg – Bölls Poetik der Nachkriegsliteratur – so wird nun der Dunst in den »Waschküchen« des Kölner Alltags für ihn zum »Material«, aus dem er seine eigene, eine poetische und poetologische Wirklichkeit schafft.

Einige Jahre später, 1964 in seinen *Frankfurter Vorlesungen* (KA 14, 139–201), hat Böll die hier formulierten Grundzüge seiner poetologischen Überlegungen zu einer »Ästhetik des Humanen« ausgearbeitet. Sie ist nichts Kontemplatives und nichts Abstraktes, diese Ästhetik, sie bietet keine Theorie und kein Systemgebäude, sondern sie ist eine Aktivität, eine auf den ersten Blick etwas rätselhafte »Suche« nämlich: »die Suche nach einer bewohnbaren Sprache in einem bewohnbaren Land«.

Den Vorgang, um den es hier geht, umschreibt Böll mit den Worten:

Ein Autor, ein Urheber, ein Poet also – er würde nicht nur gern wohnen (wohnen ist ein Verb, ein Tätigkeitswort), sondern auch die Sprache, in der er schreibt, bewohnbar machen, es ist ja nicht gut, daß der Mensch allein sei, und er kann sich nicht selbst Heimat und Nachbarschaft, Freundschaft und Vertrauen aus den Rippen bilden, die ihm geblieben sind. [...] *Erkannt* werden sollte, was wichtiger ist: die Suche nach einer bewohnbaren Sprache in einem bewohnbaren Land. (*Frankfurter Vorlesungen*, 1959; KA 14, 159)

Diese erweiterte Umschreibung des Wortfeldes ›bewohnbar‹ öffnet den Blick auf das Feld des »Humanen«, dem sich Bölls Ästhetik verpflichtet sieht, und damit auf den sozialen Kontext des Schreibens. Denn »es ist ja nicht gut, daß der Mensch allein sei«, heißt es im selben Zusammenhang, im Rückgriff auf eine ›Humanität‹ unüberhörbar alttestamentlichen Ursprungs, »und er kann sich nicht selbst Heimat und Nachbarschaft, Freundschaft und Vertrauen aus den Rippen bilden, die ihm geblieben sind«. Dies sind topographische Hinweise auf